

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

Nr. 30.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Distrikt.

1916.

Die Bessa.

Erzählung aus den albanischen Bergen.
Von E. Schulze-Schwekhausen.

(Fortsetzung.)

Nach einem Jahre bekam Drano den zweiten Sohn, und in sieben Jahren schenkte sie ihrem Gatten sechs Söhne, die alle am Leben blieben. Der zweite, Bui, glich dem dunklen Vater, der dritte, Lesh, wieder der Mutter. Dann kamen Issa, Murad und als letzter der kleine Njin.

Bewundernd und glückwünschend ob so vieler Söhne und damit ebenso vieler Gewehre sprachen die Nachbarn und Stammesgenossen zu Marku. Dranos Ansehen als Mutter von sechs Söhnen wuchs bei allen Weibern des Stammes. Vielleicht war es eine gewisse Eitelkeit auf seine Söhne, die Marku mit der Zeit seinem Weibe gegenüber milder stimmte. Er behandelte sie weniger rauh. Seine Abneigung ging zuletzt in ein gewisses Wohlwollen für sie über, besonders als er sah, wie trefflich sie die weißen Filzanzüge für Gatten und Söhne schneiderte und mit breiten schwarzen Wollborten verzierete.

Als die Schwiegermutter starb, hielt sich Drano sogar für glücklich, da sie jetzt wenigstens im Hause frei schalten und walten konnte. Marku hatte seit seiner Hochzeit nie wieder einen Fuß auf die Almen gesetzt, wo er die hübsche Naila so oft getroffen hatte. Mit den Jahren söhnte er sich mit seinem Schicksal aus, und Nailas Bild verblaßte vollständig in seiner Erinnerung. Gefürchtet, aber auch geachtet wegen seiner Rechtlichkeit und des Ansehens, das seine einmal gegebene Bessa genoß, wurde er das tatsächlich regierende Haupt des Stammes, trotzdem der Büluf Paschi als offizieller Vertreter in Skutari beim türkischen Pascha die Angelegenheiten des Grudastammes vertrat. Nicht zuletzt kam ihm sein großer Reichtum an Grundbesitz und Herden zuflatten, da viele Stammesangehörige ihm verschuldet waren.

Marku beutete übrigens die Notlage seiner Stammesgenossen nie aus, und je mehr seine Söhne heranwuchsen, um so größer wurde sein Einfluß. Denn jetzt bildete er mit den erwachsenen Söhnen eine Macht, der sich niemand mehr zu widersehen wagte, wenn es in den Stammesversammlungen Anordnungen durchzusetzen gab. Njin war nun auch schon im zehnten Sommer. Noch zwei Jahre, und auch er würde Gewehr, Revolver und Patronengürtel erhalten.

Njin ähnelte dem Vater äußerlich am meisten. Von ihm hatte er die dunkle Hautfarbe und die Augen geerbt. Während die erwachsenen Söhne in strengster Zucht gehalten wurden, durfte er sich schon etwas erlauben. Aber er mißbrauchte das Vorrecht nie, denn Njin war von Natur ein weiches Gemüt und liebte die Mutter tief und innig, während er den Vater mehr bewunderte und für ihn eine an Furcht grenzende

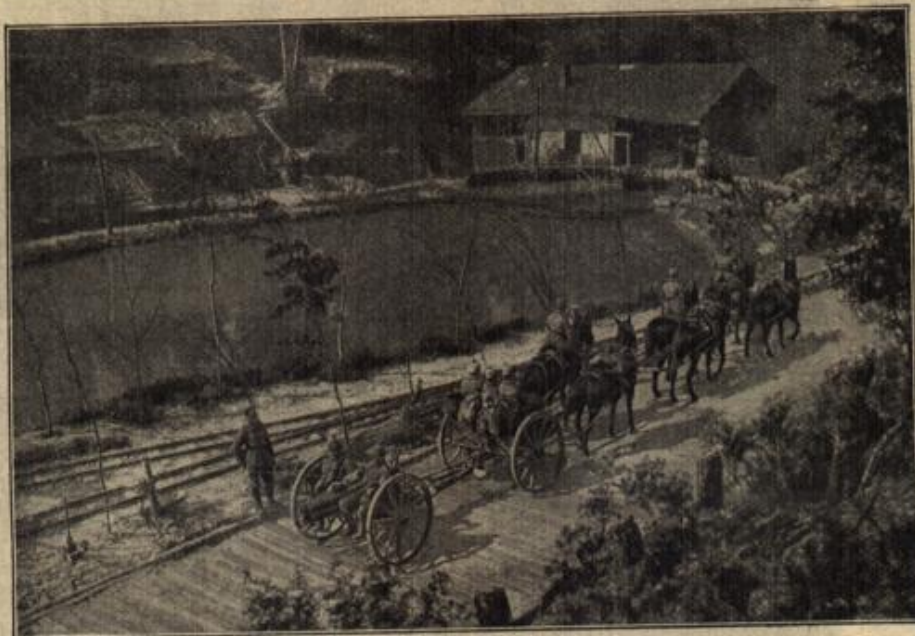
Achtung hegte. Wohl machte auch er manchen übermütigen Streich, balgte und prügelte sich mit den Altersgenossen, wagte indes niemals ein ernstes Verbot zu übertreten, seitdem er den Vater den ältesten Bruder Prenk halb totschlagen sah.

Wie er von der Mutter hörte, sollte Prenk das Haus der vom ganzen Stamm verachteten Familie des Mail Dzona, die seit langen Jahren als türkische Spionin galt, betreten haben, um mit der schönen Tochter des Besitzers zu plaudern. Der Auftritt haßte unauslöschlich in des Knaben Gedächtnis, trotzdem er schon drei Jahre zurücklag.

Als ihm der Vater deshalb heute seine Bitte erfüllte, zum Gänserichkampfe den stärksten der Herde aussuchen zu dürfen und ihn morgen am Patronenfest gegen die anderen Kämpfer zu lassen, war seine Freude eine geradezu ausgelassene. Jubelnd stürmte er aus der Kula den Fluß entlang, bis er in die Sumpfniederungen des Sees kam, wo die Hütten der ärmeren Stammesgenossen standen. Die reichen Familien des Stammes hielten sich Gänseherden, die sie von den Anwohnern des Sees hüten und beaufsichtigen ließen, wofür diese dann jährlich eine bestimmte Zahl der Gänse erhielten. Auch Marku ließ dort seine Herde hüten. Njin griff den kräftigsten Ganser aus der Schar und lief, das Tier unter dem Arm, eilig heimwärts. Die Beißversuche, die der Gefangene machte, wehrte er lachend und scherzend ab. „Beiß nur und wehr dich! Um so besser wirst du morgen die anderen zerraffen, wenn du schon vor mir keine Furcht hast“, dachte er.

Als er vor der Kula ankam, trat gerade die Mutter heraus. „Bring den Ganser in den Stall und hole von dort zugleich Holz für das Feuer!“ gebot sie. Dann trat sie aus dem Hofstor und legte die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund. Sie rief in langen Tönen mit erstaunlich hallender Stimme flussaufwärts in die Schlucht empor die Söhne zum Essen. Hoch über ihr kam in langen Pausen Antwort, daß sie verstanden sei. Dann gab der zunächst befindliche Sohn das Signal weiter, um die anderen entfernteren Brüder zu benachrichtigen.

Die Kula, der Hof des schwarzen Marku, lag versteckt in einem Winkel der Felswand, dort, wo der Fluß ein zungenartig geformtes Stück Land gebildet hatte. Es mochte vielleicht achtzig Schritte lang und an der geräumigsten Stelle, wo das Haus stand, fünf und zwanzig Schritte breit sein; flussaufwärts lief dieser schmale Streifen spitz zu. Eine hohe Mauer mit festem Hofstor aus Eichenholzplatten, die sich an das Wohnhaus angeschlossen, bildete die Grenze des Besitzes am Flusse, während sie an der anderen Seite von der steilen, zweihundert Meter hohen Felswand der Schlucht gebildet wurde. Ein kleiner Eckturm sprang über den Winkel der Felswand hervor. Aus seinen Schießscharten konnte das schmale Tal sowohl flussaufwärts wie flussabwärts eine Strecke weit übersehen werden, da der See hier keine Krümmung machte. Trat man aus der Haustür auf den Hof, so sah man zuerst zahlreiche



Die Mühle am Toten Mann bei Verdun.

ein dabeiliegendes schwarzes Tuch erfasst und hielt es mit dem Rücken zusammen in der Hand. So war eine Art Flor, den die Frauen der Berge bei Todesfällen des Gatten oder eines erwachsenen Sohnes zu tragen pflegten. Der Flor, den sie da ergriffen hatte, stammte von ihrer Schwiegermutter her, die ihn aus Trauer um den gefallenen Gatten getragen hatte. Marku hob ihn als Andenken an seine Mutter auf, die seine einzige, selbstlose und reine Liebe genossen hatte. Der wie alle Elipetarinnen abergläubischen Drano bedeutete das unvermutete Auffassen des Trauertuches ein großes Unglück, das kommen würde. Daher ihr Entsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Den eigenen Tod gemeldet. — Während der Schlacht bei Colomby am 14. August 1870 hielt General v. Glümer, Kommandeur der 25. Brigade, westlich von dem Dorfe Colomby auf einem Hügel innerhalb der Feuerlinie. Zu den Adjutanten des Generals gehörten zwei vor ganz kurzer Zeit zu Hauptleuten beförderte Offiziere, die beide Müller hießen. Den einen hatte der General vor etwa einer halben Stunde zu einem Bataillon in die vorderste Schützenlinie geschickt, um einen Befehl zu überbringen. Als der Ordonnausoffizier nicht zurückkehrte, mußte der andere Hauptmann Müller ihm nachreiten, um festzustellen, ob sein Kamerad den Bataillonskommandeur auch wirklich erreicht habe oder, was zu befürchten stand, vorher gefallen sei. Wieder verging eine Viertelstunde. Dann bog ein Reiter um das kleine Gehölz am Westausgange von Colomby und sprengte auf den General zu. Es war der zuletzt abgeschickte Hauptmann.

Dicht vor General v. Glümer parierte er sein Pferd und meldete kurz und ernst: „Befehl ausgeführt. Hauptmann Müller tot.“

Im selben Augenblick wandte er im Sattel und fiel vornüber auf den Hals des Pferdes. Eine Chassepotikugel hatte ihm den Kopf durchbohrt.

Auch aus den Napoleonischen Kriegen wird ein ähnlicher Vorgang berichtet. Es war am 23. August 1809 vor Regensburg. Die Franzosen kämpften mit den Österreichern, die ihnen vier Tage vorher diese Stadt entrissen hatten, abermals mit höchster Erbitterung um den Besitz der alten Bischofsfestung. Napoleon, der mit seinem Stabe in der Nähe der Kartause Prüll hielt, war soeben von einer verirrten Kugel leicht am Bein verwundet worden — bekanntlich die einzige Schußverletzung, die er in all seinen Kriegen empfangen hat — und befand sich daher in schlechtester Laune. Fortwährend schickte er seine Adjutanten nach vorn, um Nachricht über den Verlauf des Kampfes einholen zu lassen. Einer dieser Offiziere, der Oberst Graf Montfort, kam mit auf der Brust völlig blutgetränkter Uniform im schärfsten Galopp zurückgesprengt.

„Regensburg ist unser, Eure!“ rief er mit brechender Stimme, während sein Gesicht jede Spur von Farbe verlor und große Schweißperlen ihm von der Stirne rannen.

„Sind Sie verwundet?“ fragte Bonaparte nicht ohne Teilnahme.

„Nein, Eure — ich bin getötet,“ stieß der Oberst pfeifenden Atems mit letzter Kraft hervor und fiel tot vom Pferde.

Eine ähnliche Geschichte berichtet Burke in seiner Lebensbeschreibung des mexikanischen Präsidenten Juárez, auf dessen Befehl am 19. Juni 1867 der unglückliche Kaiser Maximilian erschossen wurde. Am Tage nach der Urteilsvollstreckung an dem österreichischen Kaisersohn sollten drei mexikanische Offiziere, die zuerst in der Armee Juárez' Dienste taten, dann aber zu Maximilian übergegangen waren, gleichfalls erschossen werden. Auf ihre Bitten wurden die drei ungefesselt an die Mauer des Kasernenhofes gestellt. Ihnen gegenüber stand eine Abteilung Infanterie mit geladenem Gewehre bei Fuß. Aber noch immer zögerte der kommandierende Offizier, ein Oberst namens Alvaro. Man wartete auf Juárez, der der Hinrichtung hatte beiwohnen wollen. Nachdem eine peinvolle halbe Stunde vergangen war, traf ein Bote mit der Nachricht ein, daß der Präsident nicht erscheinen würde; die Exekution sollte sofort vollzogen werden. Da trat einer der Todeskandidaten, ein Hauptmann namens Saltesa, sicheren Schrittes dicht an Oberst Alvaro heran und sagte laut: „Ich wollte meine letzte Meldung eigentlich Benito Juárez erstatten. Nehmen Sie sie für diesen Mordbuben entgegen.“ Oberst Alvaro und Hauptmann Saltesa sind tot!

Damit riß er einen bereitgehaltenen Dolch aus der Tasche und stieß ihn dem Oberst mitten ins Herz. Wenige Minuten später war auch Saltesa eine Leiche.

Das Wobild. Eine häufig gebrauchte Bezeichnung für das Wobild oder die Woblung, die zu einer Stadt gehört, ist Wobild. Dieses Wort wird verständlich, wenn man seine Ableitung kennt. Im zwölften Jahrhundert und noch später besaß eine jede größere Stadt ihr eigenes Stadtrecht, das dem Landrecht und gemeinen Recht gegenüberstand. Dieses Stadtrecht bezeichnete man namentlich in Norddeutschland als Wobild oder Wobild. Der erste Teil dieses Wortes hängt mit wik zusammen, das den Sinn von Haus und Ansiedlung hat. Es hat sich in einer Reihe von Ortsnamen erhalten, wie in Wiek auf Rügen, Osterwiek in Westfalen, Wül am Kieler Hafen und Wyl auf der Insel Föhr. Der zweite Teil des Wortes geht auf das althochdeutsche bilidi und das altsächsische bibithi zurück. Es bedeutete Vorbild und zugleich auch Recht, insofern das Recht ja zum Vorbild des Tuns und Lassens dienen soll, und klingt noch in unserer Redensart „Anbittl erleiden“ wider, mit der wir sagen wollen, daß man uns unrecht tut. In dem ältesten schriftlichen Zeugnis über das Wort Wobild, der Gründungsurkunde der Stadt Leipzig aus dem Jahre 1156, heißt es denn auch, daß der neue Ort unter Hallischem und Magdeburgischem Recht stehen „und als Sinnbild seines Rechts“, das man Wobild nennt, vier Stadtkreuze erhalten soll. Später erweiterte sich die Bedeutung des Wortes Wobild. Man verstand darunter den Bezirk, für den das Stadtrecht Gesetzeswirkung hatte, also für die einer Stadt gehörigen Ländereien und Dörfer. Damit erhielt das Wort schließlich den Sinn von Stadtgebiet.

Ein kostspieliges Modell. — Ein seinerzeit sehr gefeierter Maler, der die Stoffe zu seinen vortrefflichen Genrebildern meist dem täglichen Leben entnahm, suchte einst nach einem Modell zu einem betrunkenen Kesselflicker. Endlich glaubte er in einem alten, selten nüchternen Schuster ein geeignetes gefunden zu haben; er nahm ihn mit nach Hause, zeigte ihm die richtige Stellung und gab ihm eine mit Schnaps gefüllte Flasche in die Hand, mit der Aufforderung, nur tüchtig zu trinken.

Doch ehe der Künstler noch mit den notwendigen Vorbereitungen fertig war, war die Flasche bereits leer. Ebenso erging es mit der zweiten und mit der dritten Flasche. Der brave Flischschuster war aber noch immer nicht in dem gewünschten Zustande des betrunkenen Kesselflickers, sondern verlangte noch mehr Branntwein, um ganz echt zu werden.

Wutentbrannt schrie da der Künstler sein Modell an: „Eher Er sich zum Teufel! Ihn betrunken zu machen, kostet ja schließlich mehr Geld, als ich für das ganze Bild bekomme.“

Rätsel.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Nur teure Vaterland zu streiten.
Da zieht er, sagt, womit? vor Plebischens Haus,
Ihr letztes Lebenswohl soll ihn geleiten.
Und Hildegard als Abschiedsgruß
Lächelt winkend ihm herunterwehen
Des Rätsels Wort mit andrem Haß:
„Leb wohl, leb wohl, auf Wiedersehen!“

Auflösung folgt in Nr. 31.

Palindrom.

Ich trag' dich langsam oder schnell,
Wie du es wünschst, von der Stell'
Und bring' zum Ziele sicher dich,
Nicht du vor, oder rückwärts mich.

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung von Nr. 29:

der dreißigigen Schärade: Aukternank.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Theodor Senger in Stuttgart. Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Schützengrabenübungen holländischer Soldaten.
Phot. Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner, Berlin.

Frankische Hilfsgruppen am Hafen von Alger.